

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Gute Lehre

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Die beiden Wanderer.



wei Wanderer gingen ihres Weges. Es war ein schwüler Tag und die Julisonne brannte heiß auf die staubige Landstraße. Die beiden waren müde und suchten nach Ruhe und Schatten. Endlich kamen sie in einen Wald, durch welchen ein kühler, klarer Bach rauschte, und grünte da in sanfter Wölbung

Rasenplätze stiegen sie und vom Bache auf. Auf einem derselben lagerten sie und verzehrten ihr Abendbrot, das sie im Ränzchen mit sich führten, und erquickten sich durch einen Trunk klaren Wassers, das sie mit einer Muschel schöpften. Von fern her tönte die Abendglocke des Dorfes, wo das Ziel ihrer Reise war und wo sie von Kameraden erwartet würden. Es lag auf der Höhe eines Hügels, den man beinahe Berg nennen konnte; man sah den Kirchturm im Gold der Abendsonne durch die Lichtung des Waldes glänzen. Nach einer halben Stunde rüstigen Steigens mußte man dort sein.

„Weißt du was?“ sprach der eine der Gesellen, der behaglich auf dem Rücken lag und durch die Baumwipfel über ihm in den Abendhimmel starrte, „weißt du was? Wir halten hier unser Nachtquartier und brechen morgen mit dem frühesten auf nach dem Dorf. Ich bin für heute genug gelaufen und recht schaffener müde und mag nicht weiter. Zudem muß es recht erquickend sein, nach einem so heißen Tag eine kühle Nacht im Freien zu genießen, statt in der dumpfen Stube.“

„Wir dürfen's nicht!“ meinte der andere, „wir haben unser Reiseziel für jeden Tag festgesetzt und müssen es einhalten. Zudem erwarten uns im Dorf unsere Freunde und wir dürfen sie nicht hinhalten. Pflicht ist Pflicht und Wort ist Wort!“

Müdigkeit sei aber auch Müdigkeit, meinte wieder der erste, und war nicht zu bewegen, die Lage, in welcher sich alle seine viere so wohl befanden, zu verlassen.

„Einen schönen Gruß an alle,“ sagte er — „und geh du in Gottes Namen allein!“

Also ging der andere und dachte: Ein ich zehn Stunden gelaufen, so soll mir auch die halbe nach den zehn nicht weh thun.“

Im Dorfe empfingen ihn die Kameraden es wurde noch ein Glas, dann ein zweites getrunken, fröhlich und in Ehren, hernach legte sich unser Wanderer zur Ruhe und schlief ein.

In der Nacht gab's Lärm in der Herberge man pochte und begehrte Einlaß; man öffnet und lief hin und her, treppauf, treppab — unser Schnarcher schlief den Schlaf des Gerechten und merkte nichts von allem, bis einer zu ihm in sein Stübchen hereinpolterte, schimpfend und klagend, beides in einem Atemzug.

„Was giebt es denn?“ rief der andere, noch halb im Schlaf, und rieb sich die Augen.

„Was es giebt?“ schrie der Eingetretene ihm ins Ohr. — „Nichts mehr giebt es! Alles ist hin!“ Jetzt erst merkte unser Mann, daß der Eindringling sein Kamerad war, den er gestern im Walde zurückgelassen hatte. Der erzählt nun, wie er auf seinem grünen Lager fest geschlafen habe, wie dann Strolche ihn überfallen und ihm mit den Messern gedroht hätten, wenn er sich zur Wehre setze und nicht gutwillig alles

hergebe, was er an Geld und Geldeswert auf sich trage. Was habe er machen wollen? Auch was er an einer Schnur unter dem Heind getragen, sein mühsam Erspartes, sei dahin, samt der Uhr mit der silbernen Kette nur das leere Ränzchen hätten ihm die Schutte übrig gelassen. — Es war bitter, aber sein Kamerad konnte ihm nicht helfen und — ich auch nicht, aber ich weiß was die beiden dachten, nämlich: Wenn man sich ein Ziel vorgesteckt und ein Wort zu halten hat, so soll man nicht auf halbem oder gar neunzehntels Weg stehenbleiben und das letzte Beihntel seiner Bequemlichkeit opfern! Sonst kann sich die kleine Bequemlichkeit in eine große Unannehmlichkeit verwandeln.

Gute Lehre.

Nicht aus jeder grauen Muschel schimmert es sich hervor, aber doch birgt so manche eine Perle. Und nicht jeder alte Filzhut bedeckt einen klaren, verständigen Sinn, aber doch mancher, an dem du achtilos vorübergehst, weil kein Anlaß sich bietet, daß er dich nicht mit fröhlicher Scham, wenn du einen solchen Fund machtest?

Da stieg einmal an einem heißen Sommertage so nach der Ernte, auf der Station Friedrichsfeld ein Bauersfrau aus, hob erst einen ziemlich schweren Langkorb und dann einen etwa achtjährigen Knaben herunter, dem man gleich ansah, daß er blind war. Dann nahm sie mit Hilfe eines ziemlich freundlichen Schaffners den Korb auf den Kopf, den Knaben an die Hand und erfragte sich den Weg nach Floesheim.

Sie kam vom Baulande droben herab, aus der Wallbürrner Gegend, und stand im Begriffe, ihr armenes Vübchen in der Blindenanstalt unterzubringen.

Ein kleines Mädchen lief mit und zeigte der Frau den rechten Weg, schaute auch mitleidig noch eine Weile dem fortwandernden Paare nach.

Wie gesagt, der Tag war heiß, sehr heiß. Von weißgraublauen Himmel brannte die Hundstagsform nieder und strömte jene verschmachteten machende Hitze

aus, die in stehender Blut über den versengten Fluren und der zu Staub gebrannten Straße zittert.

Matt von dieser Blut und gequält vom Durst schritt die Frau dahin. Der Korb drückte unerträglich und vor den Augen flimmerte es ihr. Gerne hätte sie schon abgestellt, unter einem Baume Schutz und Rast gesucht und mit einem Schlucke sich erfrischt, hätte sie nicht der Gedanke davon abgehalten, daß sie allein den schweren Korb, in welchem sie die Aussteuer des Knaben trug, nicht mehr auf den Kopf brächte. Es war nach 11 Uhr und die ungünstigste Zeit; kein Mensch auf dem Felde, alles in den Dörfern.

Endlich aber, als auch das Büblein zu klagen anfing, setzte sie doch ab und sie rasteten und stärkten sich ein wenig. Nach einer Viertelstunde jedoch packte sie wieder ein, denn sie sah einen Mann des Weges kommen und sie dachte, diesen Schick zu benutzen.

„Wollt Ihr nicht so gut sein und mir den Korb da aufhelfen?“ sprach sie ihn an.

„Gern!“ sagte der Mann und griff zu. „Der ist freilich schwer!“ meinte er.

„Ja!“ sagte die Frau, „ich hab' auch meinem Kleinen alle seine Sachen drin. Er soll nach Ivesheim in die Anstalt.“

Der Mann, ein älterer Bauer, sah den Knaben jetzt erst betroffen und voll Mitgefühl an. „Armes Kind!“ dachte er. „Ob du dir es wohl ausdenken kannst, was dir fehlt?“

„Aber wie wär's, Frau,“ sagte er dann zu ihr, „wenn ich Euch den Korb bis zum Seckenheimer Kreuzweg tragen helfe? Ihr habt von dort ohnehin noch weit genug allein zu tragen, wenn kein Fuhrwerk kommt oder sonst wer, der mich ablöst.“

Erfreut nahm sie den Vorschlag an und sie zogen klauernd zusammen dahin. Das heißt, sie schwazte und er hörte meistens still zu. Er schien kein Freund vieler Worte zu sein; die Frau dagegen um so mehr.

Sie kramte aus, was ihr einfiel, von der Heimat, von sich, von der Familie, ihrem Mann, ihren Kindern, vor allem von ihrem Büblein da, und von dem vielen Kreuz, das es ihnen mache. Blind sein, sei etwas Schreckliches, arg für den, der es sei, und für die, die ihn hätten. Alles habe man schon versucht, um ihm zum Augenlicht zu verhelfen. Wie oft seien sie nur schon zum Professor in Heidelberg gegangen! Aber es habe alles nichts geholfen. Was Gott gewollt, könne der Mensch nicht ändern! Jetzt hätten sie sich auf Zureden von allen Seiten entschlossen, ihn nach Ivesheim in die Anstalt zu geben, damit er ein Handwerk und sonst was Ordentliches lerne, was ihm zum Fortkommen im Leben dienlich sein könne.

Gern hätten sie es nicht gethan und lange es nicht gewollt, trübschte sie einfüllig weiter. Denn erstens seien die Pfälzer als ein gar grobes Volk bekannt und zweitens meistens lutherisch, auch in der Anstalt. Man habe ihr zwar gesagt, daß niemandem die angestammte Religion genommen werde; aber ob man's glauben dürfe? Sie traue den Lutherischen nicht über den Weg und nähme nicht gerne was von ihnen, wenn's auch noch so gut scheine. Es sei viel hinten schwarz und vorne weiß, vorne badisch und hinten Preuß. Und der Teufel hab' einen gleich am Seil, daß man nicht scharf aufs Seelenheil, wie man im Bauhand sage. Was er dazu meine?

Der Mann aber meinte nichts, sondern schwieg nachdenklich, und wer ihm unter die Huttrempe gelugt hätte, der hätte ein tiefes Trauern über seinem Gesicht bemerken können.

Mittlerweile waren sie am Kreuzweg angelangt.

„Hier sind wir!“ sagte der Bauer, „ich muß nun rechts, Ihr geht geradeaus weiter!“

Sie stellten den Korb ab, und während die Frau den Ring auf dem Kopf zurechtlegte, wollte sie mit vielen Worten danken. Er aber schnitt es ihr ab.

„Dank ist keiner nötig! Was ich that, hätte jeder gethan, — Ihr wohl auch. Aber ein kleines Wörtlein möcht' ich mit Euch reden.“ Er sagte es mit so tiefem Ernst, daß sie betroffen aufschaute. „Daß Ihr die Pfälzer ein grobes Volk genannt habt, will ich Euch nicht weiter anrechnen. Denn ich hab' Euch ein kleines Beispiel vom Gegenteil gezeigt, oder nicht? — Laßt nur die Entschuldigung, sie käme zu spät und an das unrechte Ohr! — Anders ist es aber mit dem andern! Von den Lutherischen nehmt Ihr nichts an, habt Ihr gesagt! Habt Ihr mich vorher gefragt, als Ihr mich nötig hattet, was ich für einen Glauben hätte? Nun seht, ich bin auch lutherisch, und Ihr habt mich ruhig den Korb tragen helfen und nehmt auch an, daß ich ihn Euch auf den Kopf hebe, nicht? Wenn's Euch persönlich nützt, da verlest Ihr die Menschen nicht nach dem Glauben, und Christ, Jude und Heide ist Euch alles gleich. Sonst aber legt Ihr Euch auf das Ross des Hochmuths und der Unduldsamkeit. Doch nun sagt mir, warum haßt Ihr uns? Was meint Ihr wohl, an welchen Gott wir Ketzer glauben? An einen andern als an den, der die Welt erschaffen hat und alles in ihr? Und an einen andern Heiland als an den, der am Kreuz für uns gestorben ist? — Nein, Frau, merkt's Euch, wir glauben an denselben Gott und denselben Erlöser, denn es giebt keinen andern. Nur wir Menschen machen ihn anders! — Lebt wohl, — komm, Kleiner, gieb mir die Hand, und — behüt' dich Gott!“

Damit half er ihr lächelnd den Korb auf den Kopf und schritt von dannen.

Verwirrt hatte sie es geschehen lassen und blutrot sah sie ihm nach.

Dann ging auch sie weiter, still, den stilleren Knaben an der Seite.

Das Erste deutsche Reichswaisenhaus in Tahr.

Wie der geneigte Leser aus dem nachfolgenden Rechenschaftsbericht ersieht, war das Jahr 1892 eines der segensreichsten, seitdem das Waisenhaus besteht.

Neben dem schönen Ergebnis der großen Lotterie sind wieder einige hochherzige Stiftungen zu verzeichnen, welche edelgedenkende Verstorbene dem Hause zugewendet haben: Frau Stabsarzt Dr. Leo Weller Witwe, gestorben am 8. November 1891 in Baden-Baden; Frau Ida Roth geb. Traub, gestorben am 15. Juli 1892 in Tahr; Frau Katharina Schäfer, geb. Roth, gestorben am 6. August 1891 in Jehenheim; und Christian Schneider, gestorben 1892 in Ottschwanden bethätigten ihr Wohlwollen für das Reichswaisenhaus durch Vermächtnisse. Das Andenken dieser Wohlthäter in Ehren!

Eine weitere namhafte Zuwendung, welche erst in der 1893er Rechnung erscheinen wird, kam aus dem fernem Rußland. In St. Petersburg starb am 13./25. Februar 1893 im Alter von 77 Jahren der ehemalige Consul Heinrich Julius Nikolaus Beer. Der Mann war in Libau (Rußland) geboren, daß sein Herz aber deutsch und seine Denkweise edel war, das bekundete er durch Vermächtnisse für Wohlthätigkeitszwecke in der Stadt Baden-Baden (deren regelmäßiger Besucher er seit Jahren war) und indem er auch unserm Reichswaisenhause die Summe von 30000 Franken